

HEIDI REHN

Wir
träumten
vom
Sommer

ROMAN



Culstein

HEIDI REHN, in Koblenz am Rhein geboren, arbeitet seit vielen Jahren als freie Journalistin und Autorin. Vor allem mit ihren München-Romanen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat sie sich einen Namen gemacht. 2014 erhielt sie den Goldenen Homer für den besten historischen Beziehungs- und Gesellschaftsroman. Sie veranstaltet regelmäßig literarische Spaziergänge durch München.

Von Heidi Rehn ist in unserem Hause außerdem erschienen:
Die Buchhandlung in der Amalienstraße

HEIDI REHN

Wir
träumten
vom
Sommer

ROMAN

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage August 2024

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023 / List Verlag

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data

Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München, nach einer

Vorlage von bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Tom Kelley Archive / Retrofile RF / Getty

Images; www.buerosued.de

Gesetzt aus der Albertina powered by *pepyrus*

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06949-4

»Das *Private* ist *politisch*.«

Carol Hanisch, US-amerikanische Feministin

1972

Florenz, Anfang April

Einmal genügte nicht. Amrei musste den Brief ein zweites, nein, besser gleich ein drittes Mal lesen, bevor sie endlich glaubte, was dort stand: Es hatte doch noch geklappt! Sie hatte einen der begehrten Hostessenjobs bei den Olympischen Spielen in München ergattert. Quasi in allerletzter Minute. Sofern sie ihn tatsächlich noch haben wollte.

Langsam ließ Amrei das Schreiben sinken, klemmte sich eine Strähne des nackenlangen dunkelblonden Haars hinters Ohr und blinzelte ins Sonnenlicht, versank in ihren Überlegungen.

Vor zwei Jahren hatte man die Hostessen für Olympia 72 ausgewählt. Sie hatte damals eine Absage erhalten. Was sie nicht einmal sonderlich bedauert hatte. Zu sehr war sie zu jener Zeit mit einem spannenden Job in einem der großen Pariser Warenhäuser beschäftigt gewesen. Ohnehin hatte sie die Bewerbung wenige Wochen zuvor nur halbherzig abgeschickt, um sich später keine Vorwürfe über verpatzte Chancen zu machen und es wenigstens versucht zu haben. Nachdem inzwischen wohl einige der ursprünglich ausgewählten Kandidatinnen abgesprungen waren, bot man ihr nun an nachzurücken, kein halbes Jahr bevor die Spiele in München begannen. So schmeichelhaft das war und so gelegen es ihr gerade auch kommen mochte, fragte sie sich dennoch, ob sie das wirklich wollte.

Das Einzige, was sie wusste, war, dass sie sich vor allem über-rumpelt fühlte. Damit hatte sie nicht gerechnet. Nicht mehr. Sie

saß in einem Straßencafé an der Piazza della Signoria in Florenz. Zu Frühlingsbeginn. Vor einer malerischen Kulisse. Verschwen-
derisch ergossen sich die Sonnenstrahlen über die Zinnen des Pa-
lazzo Vecchio, tauchten die zahlreichen Skulpturen und Standbil-
der sowie die prächtigen Renaissancefassaden ringsum in golde-
nes Licht, kitzelten Touristen wie Einheimische vorwitzig an den
Nasenspitzen. Undenkbar, das gegen München einzutauschen.
Vor allem gegen das München, wie sie es in Erinnerung hatte:
laut, schmutzig und chaotisch. Die gesamte Stadt war damals zu
einer gigantischen Baustelle mutiert, um sich für Olympia 72 mo-
dern zu machen. Was mittlerweile angeblich auch bestens gelun-
gen war. Zumindest behaupteten das ihre Freundinnen Chris und
Biggi in den Briefen, die sie ihr in immer größeren Abständen
schickten, um sie über alles, was »daheim« passierte, einigerma-
ßen auf dem Laufenden zu halten. Vielleicht sollte sie sich also
doch eines Besseren belehren und von diesem modernen Mün-
chen überraschen lassen.

»Prego, Signorina!« Schwungvoll stellte der Kellner das Sil-
bertablett mit dem Espresso und einem Wasserglas vor ihr ab und
zinkerte ihr aufmunternd zu. Automatisch lächelte sie, obwohl
er bereits zum nächsten Tisch weitergeeilt war.

Gedankenverloren sah sie ihm nach, rührte Zucker in den
Kaffee. Das Angebot aus München trudelte eigentlich im passen-
den Moment ein. Am Tag zuvor hatte sie erfahren, dass sie in der
Florentiner Spedition, in der sie als Übersetzerin für die Korre-
spondenz mit der deutschen Kundschaft arbeitete, ab sofort nicht
mehr gebraucht wurde. Die Tochter des Chefs hatte ihr Studium
in Heidelberg beendet und sollte künftig ihre Aufgaben überneh-
men. Damit blieb alles in der Familie. Und Amrei musste sich
etwas Neues suchen. Wieder einmal. Als Ausländerin mit be-
schränkter Arbeitserlaubnis und ohne abgeschlossenes Studium
war das alles andere als einfach. Insbesondere, wenn sie tatsäch-

lich etwas dazulernen oder gar etwas Anspruchsvolleres tun und nicht nur die schlecht bezahlten, anspruchlosen Tätigkeiten übernehmen wollte. In einem Zug stürzte sie den Espresso hinter. Seit ziemlich genau drei Jahren hangelte sie sich so von Job zu Job, von Stadt zu Stadt und Land zu Land. Erst in Frankreich, dann in England und seit einem Dreivierteljahr in Italien. Um die Sprachen besser zu lernen. Land und Leute zu studieren. Erfahrungen zu sammeln. Frei und unabhängig zu bleiben. Und natürlich Spaß zu haben. Sich immer wieder leicht zu verlieben. In das jeweilige Land wie in die zugehörige Sprache. Und in die Leute. Besonders in die Männer.

Wie zuletzt in Giuseppe. Amrei seufzte. Sie mochte ihn. Sehr sogar. Auch das Zusammensein mit ihm. In den vergangenen Wochen hatten sie viel Spaß miteinander gehabt. Und viel voneinander gelernt. Sogar das Pastakochen hatte er ihr beibringen wollen. Vergebene Liebesmüh! Fürs Kochen besaß sie leider kein Talent. Und seine Pasta war einfach zu perfekt. Wie auch er einfach zu perfekt war. Ein Bilderbuchitaliener eben. Mit Frau und Kindern, wie sie gestern zufällig erfahren hatte. Deshalb war es nun mit ihnen vorbei. Wieder einmal war sie diejenige, die ging. Auch wenn es ihr dieses Mal schwerer fiel als sonst. Doch mit verheirateten Familienvätern ließ sie sich nicht ein. Grundsätzlich nicht. Eine Träne rann ihr über die Wange, tropfte auf den Brief in ihrer Hand, wuchs sich dort zu einem dicken feuchten Fleck aus, der in wenigen Minuten von der Sonne getrocknet sein würde. Auch um die Enttäuschung mit Giuseppe zu verdauen, kam das Angebot aus München also genau im richtigen Moment.

Noch einmal überflog sie die Zeilen, blieb an dem doppelt unterstrichenen Termin hängen, bis zu dem sie antworten sollte. Viel Zeit, sich zu entscheiden, blieb nicht. Falls sie zusagte, sollte sie außerdem exakt ankündigen, wann sie in München einträte, um für die verpflichtenden Vorbereitungskurse eingeteilt zu wer-

den. Sie wischte sich über die feuchte Wange. Die pralle Sonne brannte auf ihrer hellen Haut.

Sich auf etwas strikt festzulegen, das hatte sie schon lange nicht mehr getan. Ohne hinzusehen, griff sie nach dem kleinen Wasserglas und trank es in einem Zug aus. Es hatte ihr gefallen, völlig ungebunden zu leben. Ohne feste Zu- und Absagen, nichts und niemandem verpflichtet außer sich selbst. Genauso hatte sie das gewollt, als sie vor drei Jahren aus München weggegangen war und einen Schlusstrich unter alles, was sie dort erlebt hatte, gezogen hatte. Aus gutem Grund. Doch war es nicht an der Zeit, das Vergangene endgültig vergangen sein zu lassen und wieder an die Isar zurückzukehren? Der Brief erschien ihr fast als Zeichen, auch wenn sie an so etwas eigentlich nicht glaubte. Auf einmal reizte es sie sehr, das Angebot anzunehmen. Wenigstens für eine Weile auszuprobieren, wie es war, irgendwo wieder mehr dazuzugehören und nicht mehr immer nur die Fremde aus dem Ausland zu sein, die man rasch vor die Tür setzen konnte, wenn sie plötzlich störte oder nicht mehr gebraucht wurde.

Von Neuem ließ sie den Brief sinken, legte den Kopf in den Nacken, schloss die Augen und genoss einige Atemzüge lang die Wärme auf dem Gesicht, ließ die nasse Haut trocknen.

Ginge sie nach München zurück, wäre das nicht nur das – zumindest vorläufige – Ende ihres unsteten Nomadentums und die Chance, ein wenig sesshafter zu werden. Mit ihren mittlerweile vierundzwanzig Jahren war sie auch genau im richtigen Alter dafür. Vor allem könnte sie dann aber auch wieder bei Annamirl wohnen. Die Aussicht hob ihre Stimmung sofort. Gewiss konnte sie wieder ihr früheres Zimmer in der Wohnung der Großtante beziehen. Mehrfach schon hatte Annamirl ihr das in den wenigen Briefen, die sie einander ab und an schrieben, und den noch selteneren Telefonaten, die sie sich gelegentlich leisteten, angeboten. Die Großtante vermisste sie sehr. Mit ihr war sie immer

bestens ausgekommen. Trotz des großen Altersunterschieds zwischen ihnen. Und ihrer gegensätzlichen Lebenswelten. Annamirl war stets für sie da gewesen, wenn sie sie gebraucht hatte, ohne sich je ungefragt in ihr Leben einzumischen. Bei ihr hatte sie sich rundum heimisch gefühlt.

Reflexartig kramte sie ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und zündete sich eine an. Zu Ehren Annamirls. Und der vielen Gelegenheiten, bei denen sie freitagabends bei einer Zigarette am Küchentisch über fast alles miteinander hatten reden können. Sollte sie den Job annehmen, konnte sie für Annamirl da sein. Für die nächsten Monate zumindest. Inzwischen war die Großtante vierundachtzig. Da war es gut, jemanden um sich zu haben, dem sie sich nahe fühlte.

Kaum malte sie sich das Wiederaufleben der gemütlichen Zweisamkeit bei Annamirl aus, keimte eine weitere Idee in ihr. Für den Hostessenjob waren zwar verschiedene Einführungskurse angesetzt, wie es in dem Brief hieß. Bis die Spiele begännen, könnte sie parallel dazu allerdings gut wieder zur Uni gehen, um ihr abgebrochenes Studium zu beenden und das erste Staatsexamen abzulegen. Just im Mai begann praktischerweise das neue Semester. Ein weiteres deutliches Zeichen. Nahtlos könnte sie wieder in die Vorlesungen und Seminare einsteigen. Und langfristig an die interessanteren und anspruchsvolleren Jobs gelangen, in München wie im Ausland. Dann würde sie nicht mehr so einfach als günstige Aushilfe verheizt und bei erstbestener Gelegenheit vor die Tür gesetzt werden.

Genüsslich blies sie den Zigarettenrauch beiseite, ließ den Blick über die Piazza schweifen, saugte das quirlige Treiben der Einheimischen und der Touristen in sich auf und bestellte bei dem vorbeiflitzenden Kellner einen weiteren Espresso. Wenn sie gleich begann, alles für die Abreise zu organisieren, würde sie in zwei bis spätestens drei Tagen in München sein. Voller Vorfreude

trank sie auch den zweiten Espresso in einem Zug aus, legte das Geld auf den Tisch und erhob sich.

Im Weggehen registrierte sie, dass der Kellner ihr bewundernd hinterhersah. Ihr nordeuropäischer, groß gewachsener Typ mit dem hellen, am Hinterkopf auftoupierten Haar und den langen Beinen fiel im Süden auf. Lässig winkte sie ihm über die Schulter hinweg zu und schlenderte auf den hohen Plateausandalen elegant über das unebene Straßenpflaster davon.

1972

München, Anfang Mai

Sobald die schwere Haustür hinter Amrei ins Schloss fiel, atmete sie auf. Im Gegensatz zu draußen in der Stadt war im Haus wenigstens alles beim Alten. Jeder Blick fiel auf ein vertrautes Detail: die flackernde Glühbirne an der Decke, das schummrige Licht im Stiegenhaus, die braun getünchten Wände, der stumpfe Steinboden, die ausgetretenen Holzstufen, der muffige Geruch nach Bohnerwachs, Schmierseife und – genau! – der verführerische Duft nach Reiberdatschi. Sie schmunzelte. Kein Zweifel. Sie war wieder daheim. Bei Großtante Annamirl. Im Münchner Schlachthofviertel. Und das schon seit fast drei Wochen. Und es war Freitag. Freitags buk Annamirl Reiberdatschi. Heute wie vor drei und vor vier Jahren. Und wie wahrscheinlich alle Jahre, viele Jahre, die sie bereits in der Tumblingerstraße wohnte. Allein. Oder mit Amrei. Oder mit sonst wem, über den sie nie sprach.

Amrei knurrte der Magen. Ausgehungert nach den endlosen Vorlesungsstunden in der Uni, müde von den ewig gleichen Gesprächen mit Kommilitonen und erschöpft von den verwirrenden Eindrücken in der für die Olympischen Spiele inzwischen völlig umgekrepelten Stadt, schleppte sie sich nach oben, interpretierte das Knarzen der hölzernen Treppenstiege als Willkommensmelodie, knarrte jede einzelne Stufe doch anders als die andere und vermischte sich insgesamt zu einem vertrauten Klang.

Im zweiten Stock angekommen, bemerkte sie im Augenwinkel, wie sich die benachbarte Wohnungstür einen Spalt öffnete

und ein Paar Augen neugierig herausspähte. Die Doblerin! Unbedingt musste sie wieder wissen, wer zu Annamirl wollte. Auch das war wie vor drei und vier Jahren und wie wahrscheinlich all die Jahre zuvor, die die Großtante und ihre Nachbarin Gerda Dobler schon Wand an Wand lebten.

Um die alte Frau nicht zu erschrecken, verkniff Amrei es sich, laut zu grüßen, und sperrte stattdessen die Tür auf.

In der Wohnung hing der Reiberdatschigeruch noch intensiver als im Stiegenhaus. Voller Vorfreude eilte sie in die Küche. Dort war der Kochdunst so dicht, dass sie mehr ahnte als sah, wie die Großtante in ihrer hoch aufgeschossenen Gestalt vor dem Kohleherd stand, trotz ihrer fast vierundachtzig Jahre bewundernswert aufrecht, und mit dem Pfannenwender in der einen und der Pfanne in der anderen Hand geschickt hantierte. Ohne sich zu ihr umzudrehen, verkündete sie mit ihrer rauen Stimme, die klang, als malträtierte sie freitags nicht nur die Kartoffeln auf dem Reibeisen: »Essen ist fertig.«

»Gut riecht's wieder«, stellte Amrei fest. Sie holte Gläser, Teller und Besteck aus dem Küchenbüfett und deckte den Tisch für sie beide.

»Schmeckt's?«, erkundigte sich Annamirl für ihre Verhältnisse überraschend fürsorglich nach dem dritten, perfekt goldbraun ausgebackenen Reiberdatschi, den Amrei voller Appetit verdrückt hatte, klatschte ihr ungefragt weitere drei auf den Teller und schob ihr die Glasschüssel mit dem Apfelmus hin.

Obwohl sie es nie offen zugäbe, wusste Amrei, wie gern sie darauf »Noch besser als daheim« von ihr als Antwort hörte. Ebenso gern sagte sie es ehrlich überzeugt und strahlte Annamirl an. Die lächelte zurück. Und lud sich ebenfalls die nächste Portion auf den Teller. Für ihr Alter und ihre schmale Figur war sie mit einem blendenden Appetit gesegnet.

Schweigend saßen sie sich gegenüber, jede mit ihren Reiber-

datschi und ihren Gedanken beschäftigt. Zum x-ten Mal ging Amrei wieder durch den Kopf, wie oft sie sich in den vergangenen Jahren im Ausland nach diesem Beieinandersein mit der Großtante gesehnt hatte. Und wie gut es gewesen war, dass sie so schnell den Entschluss gefasst hatte, den angebotenen Hostessenjob anzunehmen und zur Großtante nach München zurückzukehren. Sie beide verband etwas ganz Besonderes. Von ihrer ersten Begegnung an. Zugleich verdankte Amrei Annamirl viel. Viel mehr, als manch einer ahnte. Ohne sie wäre sie nicht die, die sie jetzt war. Und ohne sie hätte sie nicht das erreicht, was sie bislang erreicht hatte. Vor allem nicht ihren mehrjährigen Aufenthalt im Ausland. Sie tastete nach Annamirls Hand, drückte sie. Die Großtante nickte kaum merklich. Und begriff.

»Die Annamirl ist eine ganz Spezielle«, hatte es bei ihrer Familie in Egging früher zwar immer geheißsen, wenn – was selten genug der Fall gewesen war – die Rede auf die mysteriöse Großtante im fernen München gekommen war. Doch gerade dieses »ganz Spezielle« liebte Amrei an ihr ganz besonders.

Vermutlich wäre sie nie aus der Oberpfalz in die Stadt gezogen, wäre Oma Babette vor fünf Jahren nicht unerwartet gestorben und Annamirl auf der Beerdigung ihrer jüngeren Schwester aufgetaucht. Ebenso unerwartet. Und völlig anders, als Amrei sich die ältere Schwester ihrer Oma vorgestellt hatte.

»Da schaut ihr, was?«, hatte Annamirl gesagt, sobald die vor Staunen aufgerissenen Münder sich wieder geschlossen hatten und eifrig Erde auf Babettes schweren Eichensarg geschaufelt worden war.

»Sie scheint ja doch ein Herz im Leib zu haben«, hatte die Mutter gemurmelt. Darauf hatte Annamirl nichts erwidert, sich nur verschämt die Augenwinkel gewischt, was offenbar nur Amrei bemerkt hatte, und war so selbstverständlich zum Leichenschmaus im Jägerwirt vorausgegangen, als hätte sie ihn zum Ge-

denken an ihre jüngere Schwester arrangiert. Amrei war es gelungen, neben ihr zu sitzen.

»Hast es wohl ganz eilig, von hier wegzukommen, was?«, war die Großtante sofort auf den Punkt gekommen, nachdem sie sich beiläufig eine Zigarette angezündet und zu rauchen begonnen hatte, während Amrei ihr von ihren Zukunftsplänen erzählt hatte. Sie war die Erste und bislang Einzige in der Familie, die studieren wollte, aber gewiss nicht im nahen Regensburg, wie vom Vater vorgesehen. Dazu war die restliche Welt zu verlockend, Regensburg zu nah am heimischen Egging gelegen und damit die Gefahr zu groß, dass sie so nie wirklich herauskam aus dem allzu Vertrauten, Immergleichen.

»Ging mir genauso«, hatte Annamirl nach einer längeren Pause hinzugefügt und dabei eine Sekunde länger als nötig erst zu den Eltern, dann zu Alfons geblickt. Obwohl Amrei ihm klipp und klar gesagt hatte, dass sie erst in Ruhe studieren würde, bevor sie sich entschied, wie es mit ihnen beiden weiterging, hatte er sich zu ihrem Verdruss der Großtante dennoch als ihr Verlobter vorgestellt. Auch wenn er der Erste gewesen war, mit dem sie im Dunkeln im Gebüsch hinter dem Sportplatz mehr als nur verstohlenen Händchen gehalten hatte und mit dem sie sich durchaus vorstellen konnte, eines Tages größere Pläne fürs Leben zu schmieden, war ihr das dann doch zu weit gegangen. So schnell hatte sie sich noch nicht festlegen wollen. Direkt nach dem Abitur sowieso nicht. Da hatte sich für sie die Tür fort aus Egging doch gerade erst einen Spaltbreit geöffnet. Bei Oma Babettes Beerdigung war sie noch nicht einundzwanzig gewesen, also noch nicht einmal großjährig, und hatte theoretisch das ganze Leben vor sich, das sie sich nicht schon bei der ersten Gelegenheit mit fester Beziehung, Kindern und Eigenheim hatte verbauen wollen.

»Es ist anders, als du denkst«, hatte sie Annamirl zwar hastig erwidert, sich in derselben Sekunde jedoch bereits bestens ver-

standen gefühlt. Annamirl hatte nicht nachgefragt. Bis heute. Stattdessen war ein Lächeln über ihr faltiges Gesicht gehuscht. Kommentarlos hatte sie ihr die blaue Zigarettenpackung hingeschoben und genickt, als Amrei sich, ohne mit der Wimper zu zucken, ebenfalls eine Gauloise herausgenommen und zwischen die Lippen gesteckt hatte. Wie durch ein Wunder war es ihr gelungen, die starke französische Zigarette ohne peinliche Hustenattacke zu rauchen. Dabei hatte sie bis dahin nie geraucht.

»Ist mir auch recht«, hatte Annamirl nur gesagt, bevor sie ihr einige Zigarettenzüge später mit einem schelmischen Lächeln versichert hatte: »Kannst bei mir wohnen.«

Genüsslich hatte sie dann den Rauch ausgestoßen und sich in eine weiße Wolke gehüllt, aus der heraus sie Amrei mit ihren wachen braunen Augen triumphierend angefunkelt und nachgesetzt hatte: »Vorerst.«

Später hatte die Großtante so überzeugend auf Amreis Eltern eingeredet, dass sie im folgenden Herbst tatsächlich nach München statt nach Regensburg zum Studieren hatte gehen dürfen. Die erste Station auf einem langen, wichtigen Weg. Hätte der Vater zu jenem Zeitpunkt schon geahnt, wie es vier Semester später mit ihr weiterging, wäre seine Entscheidung vermutlich anders ausgefallen. Ebenso hätte die Mutter es wohl niemals zugelassen, wäre ihr in dem Moment klar gewesen, dass München für Amrei nur den ersten Schritt darstellen und es sie kaum anderthalb Jahre später bereits nach Paris, London und Florenz verschlagen würde. Nur Annamirl hatte nie einen Zweifel daran gelassen, dass sie Amreis Weg von Anfang an befürwortete. Trotz allem, was danach geschehen war.

»Schick bist du geworden im Ausland«, stellte sie nun mit einem anerkennenden Schmunzeln fest. »Das Kleidchen steht dir. Bringt deine Figur und die langen Beine fein zur Geltung. Die Burschen werden sich die Hälse nach dir verrenken. Auch wenn mir

von dem verwirrenden Muster und dem knalligen Orange ganz schwindelig wird im Hirn.«

Sobald der letzte Reiberdatschi verdrückt und die Schüssel mit dem Apfelmus blank ausgeputzt war, kam Leben in sie. Vergnügt zwinkerte sie Amrei zu.

»In dem Aufzug wirst du auch den Burschen bei euch daheim in Egging den Kopf verdrehen. Der Alfons wartet doch gewiss noch auf dich.«

Sie schob den leeren Teller weg, lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und holte die blaue Zigarettenpackung nebst einer zerfledderten Streichholzschachtel aus der Seitentasche ihrer Kittelschürze. Gemächlich steckte sie sich eine Gauloise zwischen die Lippen, zündete sie mit dem Streichholz an und wedelte die Flamme aus. Dabei ließ sie den Blick auf Amrei ruhen.

»Der hat doch schon lang eine andere!«, stellte Amrei amüsiert klar. »Und außerdem ist auch Egging schon lange nicht mehr mein ›Daheim‹. Falls es das überhaupt je war.«

Auch sie stellte den Teller beiseite und angelte sich, ohne zu fragen, eine Zigarette aus der Packung, hielt geduldig ein Zündholz daran, blies es aus und rauchte einige Züge.

»Bis ich zu den Eltern fahre, wird's noch eine Weile dauern. Vorerst steht anderes an. Das Semester hat erst begonnen und ich will schnell wieder reinkommen.«

»Und wegen deinem Hostessenjob bei den Olympischen Spielen kommst du auch nicht so einfach hier weg«, ergänzte Annamirl. »Wann geht's eigentlich los damit? In der Zeitung hat's geheißen, die Dirndl wären fertig und die Lehrgänge würden bald beginnen. Wissen müsst ihr schließlich, was ihr den Fremden über die Stadt erzählen sollt, wenn sie von Gott weiß woher nach München kommen. Ausgerechnet hierher, wo früher die braunen ... Ach, die alten Geschichten lassen wir besser. Die sind vorbei. Zum Glück. Höchste Zeit war's.«

Amrei beugte sich vor, drückte ihr beruhigend die Hand. Annamirl nickte dankbar.

Eine Weile rauchten sie schweigend.

»Ganz so schnell geht's allerdings nicht mit den Dirndl'n und dem ganzen Zeug, das wir für den Hostessenjob noch lernen müssen.«

Versonnen sah Amrei den Rauchkringeln nach, die sich mit denen von Annamirl in der Luft verbanden. Auch eine Art olympischer Ringe. Verdammt! Jetzt sah sie schon in allem etwas, das mit den Spielen zusammenhing. So wie die ganze Stadt völlig von Olympia besessen schien. Selbst Annamirl. Auch wenn sie das stets bestritt und sämtliche Veränderungen, die die Spiele mit sich brachten, vehement ablehnte. Doch sie war nicht die Einzige, die sich derart schizophren verhielt.

Bei Amreis Weggang vor drei Jahren hatte das noch anders ausgesehen. Damals war ganz München eine einzige Zumutung gewesen. An jeder Ecke hatte eine metertiefe Baugrube geklafft, überall war es schlammig, staubig oder dreckig gewesen. Und voller Lärm obendrein. Fast jeder hatte nur noch von den explodierenden Kosten geredet und dem angeblich verloren gegangenen Charme des Millionendorfs hinterhergeweint. Auf eins der Plakate an den Bauzäunen, die stadtweit »München wird moderner« verheißen hatten, hatte jemand »In diesem Jahrhundert gewiss nimmer« geschrieben. Ebenso hatte man den Slogan von der »Weltstadt mit Herz« angesichts des allerorten herrschenden Durcheinanders gern in »Weltstadt mit Herzinfarkt« umgemünzt.

Inzwischen waren die meisten Münchner jedoch euphorisch gestimmt. Die versprochene Moderne war anscheinend tatsächlich angebrochen. Mit der U-Bahn sauste man unterirdisch problemlos durch die oberirdisch heillos mit Autos und Besuchern aus aller Herren Länder vollgestopften Stadt, in der brandneuen Fußgängerzone zwischen Marienplatz und Stachus flanierte man

an den weltstädtisch aufpolierten Warenhäusern und Geschäften vorbei, graue Fassaden waren frisch gestrichen, marode Häuser schicken Neubauten gewichen und viele Altbauwohnungen durch praktische Badeinbauten aufgewertet worden. Selbst die ewig grantelnden Einheimischen gaben sich neuerdings Fremden gegenüber zuvorkommend, um die ganze Welt an der Isar willkommen zu heißen, wie Amrei mehr als einmal verwundert miterlebt hatte.

Auch die Olympiahostessen sollten schick, charmant, sympathisch und weltmännisch erscheinen. Amrei fand die türkisfarbenen Dirndl und was noch an farblich exakt darauf abgestimmten Accessoires dazugehörte zwar ein wenig übertrieben, aber Spaß haben würde sie bei den Spielen ganz gewiss. Und gut bezahlt werden obendrein. Zweitausend Mark erhielt sie für knapp zwei Monate. Viel Geld für eine Studentin, selbst wenn sie das Durcharbeiten der Unterlagen, die Wochenendkurse und die Schulungswoche kurz vor dem Start der Spiele Ende August als Arbeitsaufwand mit einrechnete.

Abwechslungsreich versprach die Tätigkeit ohnehin zu werden. Als Hostess erhielt sie zu sämtlichen Trainings-, Wohn- und Freizeitstätten der Teilnehmer freien Zugang, würde sich mit interessanten Gästen und den Athleten verschiedenster Nationen austauschen und ihre Sprachkenntnisse überall anwenden können. Überhaupt würde sie bei den als »heiter«, »jung« und »ungezwungen« geplanten Spielen eine Menge erleben, davon war sie überzeugt. Zweifellos hatte es sich gelohnt, nach München zurückzukehren. In Florenz hätte sie so schnell keinen auch nur annähernd vergleichbaren Job gefunden.

An der Uni hatte sie sich leichter wieder eingelebt als gedacht. Manche der früheren Freunde, allen voran Gaby, die Vertraute aus ihren ersten Monaten an der LMU – der Ludwig-Maximilians-Universität –, vermisste sie zwar. Inzwischen lebte Gaby in Ham-